

Verena Moritz
Hannes Leidinger



ROSEN UND KRIEGE

Eine kurzweilige
Geschichte der Ehescheidung
zwischen Bestialität
und Befreiung

MOLDEN

Verena Moritz / Hannes Leidinger

**Rosen und Kriege. Eine kurzweilige Geschichte der Ehescheidung
zwischen Realität und Befreiung**

HC mit SU

13,5 x 21,5 cm; 256 Seiten

ISBN: 978-3-222-15177-4

€ 27,-

WG: 1.973

ET 12. Oktober 2026

**Unvollständige, nicht lektorierte Leseprobe © 2026 by Molden Verlag
Wien in der Verlagsgruppe Styria GmbH & Co KG**

Inhalt

1. „Wer das tut, wird hingerichtet“ – Zwischen Sittenstenge, Patriarchat und weiblicher Selbstbestimmung bei den Hethitern und im alten Ägypten
2. Spielball der Interessen – Die Geschichte von Neaira und Phano
3. Der Zwang zur Ehe – Die Sittlichkeit von Kaiser Augustus
4. Die sieben Untaten: Das Privileg, zu verstoßen – Männerrechte in den Weltreligionen
5. Die „hohe Politik“ der Trennungen
6. Gefährliche Liebschaften – Die grausame Gründung der Anglikanischen Hochkirche
7. „Getrennt von Tisch und Bett“ – Auswege aus einem kanonischen Dilemma
8. Scheidungsoffer in einem Jahrhundert, das die Welt veränderte
9. Der Mann als des „Weibes Herr“ dankt ab: Die Befreiung vom Beziehungskerker in der Moderne
10. Rosenkriege in der Welt des Glamours ... und abseits davon

Vorwort

Im deutschsprachigen Raum wird mehr als ein Drittel der geschlossenen Ehen geschieden. Mann und Frau bleiben etwa zehn Jahre bis zur Trennung zusammen. Während die Zahl der Eheschließungen insgesamt sinkt, hat sich in einem verhältnismäßig kleinen Teil der Welt in den vergangenen zwei Jahrzehnten das Recht für gleichgeschlechtliche Paare, sich zu trauen, etabliert. Deren Anteil an Scheidungsraten ist in Anbetracht einer immer noch überschaubaren Anzahl dieser Verbindungen relativ gering. Kaum zu eruieren ist, wie viele Paare ohne Trauschein nach womöglich langjährigen Beziehungen wieder auseinandergehen. Fest steht: Abseits emotionaler Begleiterscheinungen geht es immer auch um Konsequenzen rechtlicher Natur – für alle Beteiligten, d.h. auch für die Kinder der Paare, die sich

trennen. Vermögen, Sorgerecht, Alimente: Scheiden tut weh...aber nicht immer.

Bereits ein flüchtiger historischer Rückblick verdeutlicht: Der Bund fürs Leben ging oft genug einher mit Zwängen. Seine Auflösung bedeutete einerseits Ächtung und Unglück, andererseits aber auch Befreiung. Den Kürzeren zog im Regelfall die Frau, die für ihre Freiheit einen hohen Preis bezahlte. Viele Fragen tun sich auf: Werden „häusliche Gemeinschaften“ heute wirklich so viel anders gedacht als in der Vergangenheit? Welche Schlüsse lassen sich aus den früheren Haltungen zu der Trennung von Eheleuten ziehen? Vergessen ist heute wohl der Umstand, dass Ehe auch als Privileg gesehen werden konnte: Unterschichten waren lange Zeit nicht in der Lage oder durften aufgrund grundherrlichen Verbots keine Ehen schließen. Im Militär etwa brauchten Offiziere eine Heiraterlaubnis. Auch diese Begleitumstände für den „Bund der Liebe“ bedingten – neben vielen anderen Faktoren – ein Verständnis von Ehe, das Scheidung zu etwas machte, das tunlichst zu vermeiden war.

Unsere kleine Kulturgeschichte der Ehescheidung reicht von der Bronzezeit bis in die Gegenwart. Hier wird es u.a. um eine Geschichte des Familien- und Eherechts, einen Überblick über die sich im Laufe der Jahrtausende/Jahrhunderte verändernde Rechtsstellung von Frauen und verschiedene Emanzipationsprozesse gehen. Im Fokus des Buches steht, ungeachtet eines im ersten Kapitel durchaus breit gefassten Blicks in die außereuropäische Frühgeschichte, vor allem der „alte Kontinent“. Zunächst ist zu klären, inwiefern bzw. ab wann überhaupt von Ehe bzw. eheähnlichen Verbindungen zu sprechen ist, welche Konzepte des Zusammenlebens (zwischen Mann und Frau) es gab und vor allem auch, welches Rollenverständnis hinsichtlich der Geschlechter in den jeweiligen Epochen vorhanden gewesen ist. Was machte „gute Eheleute“ aus und –

demgegenüber – welche Verfehlungen wurden als Vergehen betrachtet, die Trennungen schließlich sogar trotz aller Hürden legitimierten. Aufgezeigt werden darüber hinaus die kulturellen, religiösen, aber auch ökonomischen Vorgaben sowie medizinisch-biologische oder aber philosophisch motivierte Überlegungen zum weiblichen Geschlecht. Immerhin prägten sie das Verständnis von Partnerschaften/Ehen und andererseits Trennungen bzw. auch die Art und Weise, wie diese stattfanden. Erläutert werden beispielsweise jene Faktoren, die einerseits einen liberalen/toleranten Zugang zur Ehescheidung beförderten und andererseits für rigorose Konventionen sorgten. Letztere sanktionierten die Untreue/den Ehebruch mitunter gewaltsam (vor allem bzw. fast ausschließlich in Richtung der Frauen), verunmöglichten Scheidungen oder aber machten sie vom gesellschaftlichen Rang der Eheleute abhängig.

Beleuchtet wird das Thema in historischen Schlaglichtern (Vorschlag für Inhaltsverzeichnis: Zeitlinien zur Einordnung der Kapitel), die den sich wandelnden Umgang mit einem allgemeinemenschlichen Phänomen aus unterschiedlichen historischen Perspektiven veranschaulichen. Herangezogen werden entlang der kurzen „Spaziergänge“ durch die Epochen verschiedene Einzel- bzw. Fallbeispiele (individuelle Schicksale). Verwendung dabei finden aussagekräftige Quellen. Ziel sind leicht lesbare, aber mit Erkenntnisgewinn ausgestattete Infotainment-Texte, die nicht zuletzt klar machen, dass „sich scheiden lassen“ und „geschieden werden“ von einer ganzen Bandbreite an Motiven und Wahrnehmungen begleitet wurde. Aufgezeigt werden soll, wie sehr gesellschaftliche Normen Ehe und Scheidung beeinflusst haben und wie sehr diesbezügliche Veränderungen an andere soziale Entwicklungen (Frauenrechte, Individualismus etc.) gekoppelt waren.

Their sick failed Greek Weddings

Phano, Neaira und die Hintermänner

Feste und Skandale

Gut möglich, dass zunächst alles den Gepflogenheiten entspricht. Die Göttinnen Artemis und Hera erhalten Weihegaben, Kleidung und Spielzeug. Die Heiratskandidatin verabschiedet sich von Kindheit und Jugend, nimmt ein rituelles Bad, das als Läuterung empfunden wird. Dann beginnen die eigentlichen Feierlichkeiten, mit Opfer und Festmahl im väterlichen Haus. Nach dem Sonnenuntergang bringt ein Wagen, vielleicht gezogen von Pferden, Ochsen oder Maultieren, die wohl verschleierte Auserwählte zum Anwesen ihres nunmehrigen Gemahls. Den Umzug, bei dem der Bräutigam seine Zukünftige begleitet, eskortieren Freunde, Verwandte, Musiker, Fackelträger. Nicht wenige Vasenmaler haben diese „Heimführung der Braut“ so oder so ähnlich verewigt. Was dann geschieht, könnte kurz folgendermaßen beschrieben werden. Am Zielort der Prozession, im neuen Heim, werden Nüsse, Feigen und andere Früchte verstreut, die dem Paar Fruchtbarkeit und Wohlstand sichern sollen. Nach der Hochzeitsnacht warten auf die Frischvermählten Geschenke von Angehörigen, Vertrauten und Bekannten, die baldigen Nachwuchs wünschen.

Im Hintergrund der Festivitäten reiben sich die Herren, die alles veranlasst haben, ihre Hände. Wie fast immer, geht es auch hier – in Athen Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts – um Arrangements. Zarte Gefühle spielen kaum eine Rolle, dafür aber die strategische Verbindung zwischen den Sippschaften und die Legitimierung zukünftiger Erben. Brautvater Stephanos kann zufrieden sein. Der Schwiegersohn entstammt angesehenen, hochgestellten Kreisen: Theogenes ist ein blaublütiger Athener. Zwar verfügt er über kein beachtliches Vermögen, gilt als naiv und unerfahren. Dafür bietet ihm allerdings seine Abstammung die Möglichkeit, höchste Ämter im

Stadtstaat zu erlangen. Nach der Prüfung seiner formalen Qualifikationen bestimmt ihn das Los zum „Archon Basileus“.

Diese Position erinnert an das frühere Königtum. Wohl kommt ihr in der demokratischen Ordnung, dem austarierten System unterschiedlicher Gremien und Funktionen, Verwaltungs- und Kompetenzbereiche, keine besondere Autorität zu. Geehrt aber darf sich der „Königs-Archon“ allemal fühlen, der in seinem Amtsjahr die Mysterienspiele von Eleusis beaufsichtigt und der Rechtsprechung in Fällen des Religionsfrevels vorsteht. Und in dieser Hinsicht verfügt er durchaus über Einfluss: Denn die Athener mögen als kunstsinnige Denker und Freigeister stilisiert werden; in den Fragen der alten Sitten, der Standes- und Glaubensfragen kennen sie jedoch keinen Spaß. Sie verhängen die schärfsten Strafen und üben sich wenigstens öffentlich nicht selten in einer traditionsverbundenen Frömmigkeit, die an Bigotterie erinnert.

Theogenes steht mit seinem Aufgabenbereich dafür ein. Und Stephanos arbeitet ihm nach Kräften zu, schon vor der Eheschließung. Beim Auswahlverfahren für das Archontat erweist sich Stephanos als unerlässliche Stütze. Danach übernimmt er Kosten, die mit den öffentlichen Tätigkeiten verknüpft sind. Schließlich wird er Beisitzer und Berater seines Schwiegersohns, des wichtigsten religiösen Funktionsträgers der Stadt.

Für die Ehefrau des Theogenes bringt diese Würde ebenfalls erhebliche Konsequenzen mit sich. Sie nennt man jetzt „Basilinna“, ist also nun eine Art „Ehrenkönigin“ an der Seite ihres Mannes. Besonders in Erscheinung tritt sie beim dreitägigen Fest der Anthesteria im späten Februar oder März. Selbst die Sklaven nehmen daran regen Anteil. Das Treiben schwankt zwischen karnevalesken Umzügen und ausgelassenem Marktleben einerseits und den eher düsteren, fastenartigen Toten- und Ahnenkulten andererseits. Hinzu kommen Reinigungs-, Initiations- und Selbstzügelungsrituale rund um die

Weinverehrung, die Blüten- und Frühlingsanbetung, die Segnung der Kinder und ihre Stärkung für die Zukunft.

Die „Basilinna“, die im Zuge dessen auch den ihr beistehenden Priesterinnen einen Eid abnimmt, geht als Höhepunkt der Feierlichkeiten eine „heilige Ehe“ mit Dionysos ein. Vollzogen wird sie am Amtssitz des „Archon Basileus“, wobei sich die kultische Brautnacht vor den Augen der Festgäste verbirgt und in einer Aura des Geheimen von statten geht. Sehr wahrscheinlich ist ihr wirklicher Gemahl Theogenes in die Rolle der Gottheit geschlüpft. Sie selbst aber, die „Ehrenkönigin“, verkörpert in ihrer Hingabe an den Olymp Unschuld und Jungfräulichkeit. So wollen es die Privilegierten mit ihren vollen Bürgerrechten zumindest sehen.

Und genau an diesem Punkt setzt die Kritik ein. Die „Basilinna“, heißt es, ist – gegen die bestehenden Regeln – eine Fremde und alles andere als eine Jungfrau. Vor ihrer jetzigen Ehe sei sie schon einmal verheiratet und später geschieden gewesen. Weitere Gerüchte machen die Runde: Ihnen zufolge hat sie Affären, ist Tochter einer Prostituierten und selbst im horizontalen Gewerbe tätig. Was davon stimmt, lässt sich im Einzelnen schwer bestimmen. Jedenfalls beeilt sich Theogenes, mit den Ratsmitgliedern auf dem Areopag zu reden. Das erhabene athenische Gremium, das primär Sakrales behandelt, Mord und Brandstiftung ahndet, befasst sich nach der Anthesteria-Feier mit der Angelegenheit. Möglicherweise geht es bei den Unterredungen vor allem um die frühere Ehegemeinschaft der „Basilinna“ mit einem gewissen Phrastor.

Vieles spricht dafür, dass sich die Anwesenden aufgrund der Verstöße mit einer Geldstrafe zufriedengeben und ansonsten Gras über die Sache wachsen lassen wollen, um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden.

Theogenes, der sich als erboster Hintergänger und zugleich demütig Flehender präsentiert, kommt den Versammelten aber noch weiter entgegen. Er lehne es ab, ein Ruchloser und Frevler gegen die Götter zu sein, zitieren

ihn die Quellen. Noch am Tag der Besprechung am Areopag handelt er entschieden, trennt sich von seiner Frau und entlässt Stephanos als seinen Beisitzer.

Die tief gefallene Braut des Archons und des Dionysos – in jungen Jahren Strybele genannt und später als Phano bekannt – bewegt sich indes seit Langem in einer Grauzone aus Tatsachen und Halbwahrheiten, Lügen und Verunglimpfungen. Ihr Leben scheint sich in einer Zwischenwelt abzuspielen, von den Rankünen der Oberschicht ebenso bestimmt wie von Bedrängnissen der Randständigen und Rechtlosen.

Erste Ehe und neue Ränke

Festgehalten wird etwa, dass Phano im ersten „Lebensbund“ mit besagtem Phrastor nicht glücklich war. Der sei, behaupten Zeitzeugen, ein redlicher und fleißiger Mann gewesen. Böse Zungen wälzen also die ganz Schuld auf seine Angetraute ab: Phano habe immer mehr Freiheiten verlangt, sich ein ungebundenes und luxuriöses Leben gewünscht. Der sparsame Gemahl zieht nach dieser Lesart die Konsequenzen und wirft seine junge Frau einfach aus dem Haus...

It's a men's world

Margarete Maultasch lässt sich scheiden

Die Skandalöse

Wir schreiben das Jahr 1342. Der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, Ludwig IV., unterhält sich mit seinem gleichnamigen Sohn, Ludwig Markgraf von Brandenburg. Das Gespräch dreht sich um die geplante Heirat mit Margarete von Tirol, die auch Herrin von Kärnten ist. Das Widerstreben des Sohnes, des Bund mit der Adelligen einzugehen, überrascht den aus Bayern

stammenden Monarchen nicht. Der Braut eilt immerhin kein guter Ruf voraus: Sie hat ihrem ersten Mann öffentlich Impotenz vorgeworfen, ihn eiskalt vor die Tür gesetzt. Der vertriebene Gespons, Johann Heinrich von Luxemburg, ist gewissermaßen demontiert. In Tirol kann er nicht bleiben. Johann sucht daraufhin Zuflucht beim Patriarchen von Aquileia und wird von nun an eifrig gegen die verflossene intrigieren. Aber es ist nicht allein diese Skandalgeschichte, die Ludwig abschreckt, sich auf die vom Vater eingefädelt Vermählung einzulassen. Das Äußere der auf so ungewöhnliche Art und Weise Geschiedenen wird nämlich als regelrecht entstellt beschrieben. Schon als Kind sei Margarete dicklich, blass und verwachsen gewesen. Wie der Körper so das Gesicht, missraten besonders die Mundpartie mit verrutschtem Kiefer. Ludwig steht demnach davor, eine ausgesprochene Vogelscheuche zu ehelichen. In dem Roman „Die häßliche Herzogin“, den Lion Feuchtwanger Anfang der 1920er-Jahre veröffentlicht, heißt es lapidar: „Es war kein Vergnügen, die Tirolerin zu heiraten.“

Er, also der Kaiser, hätte sich, wäre er an der Stelle des Sohnes gewesen, ebenso gestäubt, die verrufene und alles andere als attraktive Margarete zur Frau zu nehmen. Der Monarch, der dem einflussreichen Adelsgeschlecht der Wittelsbacher angehört, weiß gleichzeitig um die Vorteile der Mitgift. Am Ende rechnet er mit der Einsicht Ludwigs. Der Sohn werde begreifen, was auf dem Spiel steht. Die Heirat werde wichtige territoriale Zugewinne einbringen, eine Gelegenheit wie diese nie wieder kommen: „Hatte Wittelsbach Tirol, so war die Ländermasse geschlossen, so regierte Wittelsbach vom Nordmeer bis zur Adria.“

Doch Ludwig ist widerspenstiger, als der Kaiser denkt. Dessen Einwände schmettert der Vater folgendermaßen ab: Beschwerst sich Ludwig über die „plumpe Taille“ der Zukünftigen, lautet das Argument für den Bund mit der Herzogin: „Kärnten!“, stöhnt der widerwillige Bräutigam über das „überworfene Maul“ der Braut, entgegnet der Vater: „Tirol!“, verweist

Ludwig auf Margaretes „Hängebacken“ und ihre „schrägen, vorstehenden Zähne“, hält der Vater mit dem Zugewinn von „Trient“ dagegen.

Die Geschiedene ist, so hässlich sie auch sein mag, eine gute Partie. Nicht einmal die Ächtung des Papstes, die Ludwig bei einer Hochzeit mit Margarete droht, beeindruckt den Kaiser. Umzustimmen vermag ihn dieses Szenario keineswegs. Er selbst sei bereits exkommuniziert worden, hält er dem Sohn entgegen. Diesen Bann müsse man eben in Kauf nehmen. Es sei außerdem gar nicht schlimm, aus der Kirche ausgeschlossen zu sein. Dieses Los habe bereits viele getroffen. Der in Aussicht stehende Ländergewinn sei viel wichtiger als die Gunst eines Papstes, der sich seinerseits ungeheuerlichen Ausschweifungen hingebende und eine haarsträubende Machtpolitik verfolge. Der Makel, eine Frau zum Altar zu führen, deren erste Ehe der Papst nicht einmal anerkannt hatte und deren Scheidung und mögliche Wiederverheiratung der Kirchenmann nun ebenso wenig gutheißen wollte, sei verkraftbar, ja eine Lappalie im Vergleich zur womöglich vergeudeteten Chance, das Stammland in Richtung Meer zu erweitern.

Die Schöne und das Biest

Lion Feuchtwanger schreibt die in Schulbücher und populäre Darstellungen erfolgreich eingezogene Legende von der „hässlichen Herzogin“, der unansehnlichen Margarete Maultasch, weiter. Mit den historischen Tatsachen nimmt er es nicht so genau. Zum Beispiel mit Margaretes Verfügungsgewalt über Kärnten. Dieses Land haben ihr die Habsburger bereits Jahre zuvor abgeknöpft. Nach dem Tod des Vaters hatte sie zumindest um diesen Teil ihres Erbes vergeblich gekämpft, damals noch mit dem ungeliebten ersten Ehemann an ihrer Seite.

Im Österreich der Zwischenkriegszeit wird der Feuchtwangers Roman höchst unterschiedlich aufgenommen. Anlässlich der unter Benito Mussolini stattfindenden „Italianisierung“ Südtirols gilt das Buch den einen als

„Beweis“ für die Tradition des „Deutschtums“ der Tiroler und für die bereits von Margarete hochgehaltene Untrennbarkeit des Landes; andere aber kritisieren das „verzerrende Machwerk“ eines „Juden“, der die Herzogin dämonischer noch als bisher zeichne und den Adel samt und sonders als egoistischen und skrupellosen Haufen diskreditiere. Während Teile der Presse in Feuchtwangers Roman einen Widerstreit von „Erotik und Politik“ erkennen wollen, wird der Figur der Margarete insgesamt wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Bedeutend erscheint eher die Symbolik, die sich mit der Herzogin verknüpfen lässt, und nicht der „Mensch Margarete“. Bezeichnenderweise schreibt die Arbeiter-Zeitung anlässlich eines Wienbesuchs des Autors im Dezember 1930 in einem kleinen Überblick über Feuchtwangers Oeuvre flüchtig von „Marie“ anstatt von „Margarete Maultasch“.

Die Tiroler Herzogin wird vorwiegend als Kuriosität wahrgenommen, ihre tatsächliche Persönlichkeit interessiert die Nachwelt kaum. Noch 2004 beklagt ihr Biograph, Wilhelm Baum, das bisherige Fehlen einer wissenschaftlich haltbaren Lebensbeschreibung der widerspenstigen Adelligen. Die Vita der mittelalterlichen Herzogin empfindet er selbst als außergewöhnlich, ihr Aufbegehren gegen den Ehemann und ihr Kampf um Stellung und Erbe sei bemerkenswert.

Wer ist nun die skandalumwitterte Margarete Maultasch, die noch zu Lebzeiten ihren unschönen Beinamen erhielt? War sie wirklich so hässlich wie das von Quinten Massijs auf einem Gemälde dargestellte alte Weib, das sich - zweifellos vergeblich - bemüht, als immer noch reizvolle Vertreterin des weiblichen Geschlechts aufzutreten? Die Porträtierte, die angeblich mit Margarete ident sein soll, präsentiert ihre faltigen Brüste. Durch ein enges Korsett sind sie noch dazu unvorteilhaft nach oben gequetscht, überquellend und ordinär. Hat der flämische Maler wirklich Margarete dargestellt? Abgesehen davon, dass die Betreffende zum Zeitpunkt der Entstehung des

Bildes – Anfang des 16. Jahrhunderts – schon lange tot ist und Massijs wohl kaum wusste, wie die Herzogin tatsächlich ausgesehen hatte, muss man nicht viel Fantasie aufbringen, um die Darstellung ganz anders zu deuten. Man muss auch kein Kunstexperte sein, um anzunehmen, dass das Bild schlicht und ergreifend einen Mann in Frauenkleidern darstellt. So nämlich wird das angebliche Konterfei der „hässlichen Margarete“ heutigen Expertisen gemäß interpretiert.

Satirische Darstellungen und Spottbilder waren damals, als das Porträt entstand, durchaus üblich. Groteske Überzeichnungen transportierten Kritik – nicht zuletzt am Klerus, an einer verkommenen Obrigkeit, die sich jeglicher „Perversion“ hingibt. Der verbreiteten Misogynie gemäß sind außerdem als „Weiber“ ausgestaffierte Männer Inbegriff besonderer Verkommenheit. Die angebliche Margarete ist ein missgestalteter Glatzkopf, dem der Maler eine damals übliche Kopfbedeckung verheirateter Damen verpasst hat. Aber adressiert die Darstellung vielleicht noch eine weitere, damals so empfundene „Widernatürlichkeit“, und zwar, gewissermaßen, in die andere Richtung? Auf's Korn genommen wird möglicherweise nicht so sehr der „weibische Mann“, der sich linkisch als „Drag Queen“ inszeniert, sondern das „Mannweib“. Und tatsächlich, was immer sich über das Äußere der Herzogin sagen ließ und lässt, eines ist gewiss: Schwach war sie nicht, den Männern gegenüber keine, die bloß erduldeten – und schließlich eine, die sich erfolgreich gegen die von der katholischen Kirche vorgegebene Unauflöslichkeit der Ehe stemmte. Die „männliche“, weil starke Frau geriet schon deshalb zum „Monster“, weil sie sich nicht fügte. Mehr noch als das Spätmittelalter legten sich nachfolgende Jahrhunderte auf ein Frauenbild fest, das weibliche Macht verteufelte. Frauen, die in der Männerwelt mitmischen wollten, wurde daher männliche Potenz zugesprochen. In weiterer Folge hieß das, solche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts

als sexbesessen und liederlich darzustellen. Die geschiedene Margarete musste hinnehmen, als mannstoll verleumdet zu werden.

Das Gemälde des flämischen Künstlers, das den deformierten „Crossdresser“ zeigt, wurde erst im 18. Jahrhundert dem Porträt Margaretes zugeordnet – als Schmähbild selbstverständlich. Diese Vereinnahmung zuungunsten Margaretes geschah möglicherweise in Zusammenhang mit dem Griff auf das damals bereits seit Langem habsburgische Tirol durch Bayern oder Frankreich. Die wirkliche Margarete soll indessen, den Aussagen ihrer Zeitgenossen entsprechend, das genaue Gegenteil des von Massijs gemalten „Scheusals“ gewesen sein: Zierlich und von ausnehmender Schönheit...

Autorenbios

Verena Moritz, geboren 1969 in Eisenstadt, ist Historikerin und als Lektorin an der Universität Wien tätig. Sie ist außerdem Mitarbeiterin des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, führte zahlreiche Forschungsprojekte durch und zeichnet für eine Vielzahl von Publikationen verantwortlich.

Hannes Leidinger, geboren 1969 in Gmunden, ist Historiker und lehrt an der Universität Wien. Er wirkt an Radio- und TV-Sendungen mit, berät Medien und Museen, kuratiert Ausstellungen, ist Mitglied der österreichischen Militärgeschichtlichen Denkmalkommission und Autor zahlreicher Publikationen.